

etwa bei der Bewertung problematischer Bischofsentscheidungen, die in unübersichtlicher Lage zu treffen waren, einer Führung zu folgen, der, unbelastet vom damaligen Dunkel, Lob und Tadel gar zu leicht von der Hand gehen. In die Kritik, in rhetorische Ausrufe des Nichtverstehenkönnens gekleidet, mischt sich bisweilen ein Pathos (185), das hier besser entfele. Als Tatsachen ausgegebene Hypothesen wie die „Opferung“ des Zentrums gegen das Reichskonkordat werden durch erneuten Vortrag nicht wahrer. Überviele Zwischenüberschriften vermehren die Unruhe, gebärden sich meist zu laut und geraten unfreiwillig in die Niederungen des Trivialen (301). Der Kirchenkampf ist in seinem Verlauf gewiß aufregend und dramatisch genug, um auf jeden reportagehaften Aufputz zu verzichten.

Wie der Verfasser einleitend darlegt, fußt er mit seiner Darstellung auf einer Reihe von Einzeluntersuchungen, die mit zahlreichen anderen Titeln in einer ausführlichen Bibliographie zusammengestellt sind. Angesichts der Akribie jedoch, mit der er im Ergebnis belanglose Nachprüfungen von Hitlerworten anhand von Tonaufzeichnungen verbucht, wirkt die Versäumnis elementarer Verweispflichten bei zwingenden Anlässen doppelt auffällig.

Eine unverhältnismäßig hohe Quote von Ungenauigkeiten und Fehldatierungen ist vermutlich einer hastigen Ausarbeitung oder Drucklegung zuzuschreiben. Sie trüben notwendig das Vertrauen des Lesers. Nur einige besonders störende seien genannt: Faulhaber war nicht Bischof von Trier (8), sondern von Speyer; Max Buchner nicht Theologieprofessor (23), sondern Historiker; Machens und Stohr erlangten erst nach 1933 die Bischofswürde und gehören darum nicht in eine Episkopatsliste dieses Jahres (133). Einen Weihbischof Rösch (239) gibt es nicht.

Mit so ernsten Organschäden behaftet dürfte es die Schrift vor einer gründlichen Nachbehandlung schwer haben, sich im Sinn des Geleitworts als förderlich für die politische Bildungsarbeit zu erweisen.

L. Volk SJ

*Lebenszeichen aus Piaski.* Briefe Deportierter aus dem Distrikt Lublin 1940–1943. Hrsg. von E. ROSENFELD u. G. LUCKNER, Nachwort von A. Goes. München: Biederstein 1968. 187 S. Kart. 12,80.

Piaski steht stellvertretend für ein halbes Dutzend polnischer Landstädte, die über Jahre hinweg für Zehntausende aus Deutschland abgeschobener Juden zum ungewohnten und ungewissen Zwangsquartier wurden. In die dort endenden Deportationen wurden zuerst im Februar 1940 die jüdischen Bürger Stettins und Vorpommerns hineingezogen, ein Jahr später griffen sie nach Wien über, im Herbst 1941 auf die übrigen Großstädte des Reichsgebiets. Was den aus ihrem Wurzelgrund Gerissenen und in die Fremde Verfrachteten widerfuhr, spiegeln in gesellschaftlicher Brechung die hier vorgelegten Briefauszüge. Drei der Schreiber gehörten zu dem Stettiner Transport, fünf weitere zu den Deportierten aus Wien. Empfänger waren entweder Familienangehörige oder ihnen nur durch Hilfssendungen bekannte Freunde wie die beiden Herausgeberinnen, die auf dem Postweg das Elend der „Ausgesiedelten“ zu mildern suchten. Obwohl die einheimische jüdische Bevölkerung die eigene Armut ohne Auflehnung mit der Flut der Verschleppten teilte, fühlten sich diese, in winzige Bauernkaten zusammengepfercht, an den äußersten Rand der Zivilisation verschlagen. Wie sie, noch verstört über die Verbannung, sich in der neuen rauen Lebenswelt zurechtasteten, wie sie sich inmitten von Massensterben, Hunger, Kälte, Schmutz und Enge noch einen Rest von Menschenwürde zu bewahren suchten, machen ihre Lebenszeichen erschütternd deutlich. Immer wieder packt der Wille, es ohne Wehleidigkeit mit den niederdrückenden Verhältnissen aufzunehmen. Anfangs spendete das Wunschbild der Auswanderung nach Übersee noch Zuversicht. Je weiter jedoch die „Endlösung“ vorrückte, desto mehr verwandelte sich Piaski in einen Wartesaal des Todes, offen einzig in Richtung auf die Gaskammern. In chronologisch eingefügten Anordnungen und Vollzugsmeldungen der SS- und Verwaltungsbehörden melden sich

die Peiniger zu Wort. Ihre Gegenwart schafft eine beklemmende Atmosphäre. In den offiziellen Erlassen hebt und senkt sich gleichsam der Vorhang über dem neuen Akt in der Tragödie des deutschen Judentums, auf ihrem Hintergrund wird das Einzelschicksal authentisch eingeordnet in den großen Leidenszug. Erschütternder aber ist, wie die Elendsschilderungen der Deportierten die Tarnsprache der Schreibtischtäter mit grausiger Konkretheit füllen und entlarven. Den Verborgenen, die damals unter eigener Gefährdung zu den Ausgestoßenen hielten, sollte Dank und Verehrung aller gelten.

L. Volk SJ

*Jakob Kaiser.* Bd. 1. Erich Kosthorst: Der Arbeiterführer. Bd. 2. Elfriede Nebgen: Der Widerstandskämpfer. Stuttgart: Kohlhammer 1967. 286, 245 S. Lw. 27,- u. 24,-.

Angesichts der wenigen gründlichen Publikationen zur Geschichte der katholisch-sozialen Bewegung und des politischen Katholizismus in Deutschland kann eine auf drei Bände angelegte Biographie über Jakob Kaiser nur begrüßt werden (Bd. 3 „Der Politiker“ Jakob Kaiser von Werner Conze, der die Zeit nach 1945 behandelt, erscheint im Laufe dieses Jahres).

Kosthorst beabsichtigt, mit der biographischen Darstellung zugleich einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und vor allem der christlichen Gewerkschaften zu liefern (7). „Die Untersuchung ihres Verhältnisses zu Politik und Staat im ausgehenden Wilhelminischen Reich, im Zusammenbruch der Monarchie und in den verschiedenen Phasen der Weimarer Republik ist ein wesentliches Anliegen der Arbeit“ (ebd.). Dieses Konzept sowie seine sorgfältige Durchführung seien als Vorzüge der Untersuchung hervorgehoben. Kaiser, der zunächst eine Buchbinderlehre absolvierte, im Kolpingverein eine führende Rolle spielte, durch die Bildungskurse des Volksvereins ging, Landesgeschäftsführer des Gesamtverbands der christlichen Gewerkschaften Westdeutschlands sowie stellvertretender Vorsitzender der Rheinischen Zentrumsparterie war, bietet in Lebens-

weg und politischer Rolle ein durchaus typisches Bild unter den führenden Persönlichkeiten der katholisch-sozialen Bewegung Deutschlands vor 1933. Seine „preußische“, konservative und betont monarchische Orientierung, die ihn in Distanz zur Revolution von 1918 führte, kennzeichnen ihn ebenso wie der nüchterne Wirklichkeitssinn, mit dem er die Weimarer Republik als Chance des demokratischen und sozialen Engagements der Gewerkschaften begriff. Als ausgeprägt selbständige, ja vielfach unbequeme Persönlichkeit setzte er sich in der Weimarer Ära in scharfen Gegensatz zu übertrieben nationalen Strömungen innerhalb der christlichen Gewerkschaften (wie sie vor allem das DGB-Blatt „Der Deutsche“ vertrat), aber auch zu irrealen Momenten im Konzept einer berufsständischen Neuordnung der Gesellschaft, wie es Theodor Brauer als der einflußreichste Theoretiker der christlichen Gewerkschaften vorgelegt hat. Seinen Grundsatz, daß die Gewerkschaften nicht nur eine sozialpolitische, sondern auch eine allgemein politische Mission wahrzunehmen hätten, wußte er maßvoll, aber mit Nachdruck zu vertreten. Die im April 1933 unter seiner maßgeblichen Mitarbeit beschlossene Vereinigung aller Richtungsgewerkschaften in einer Einheitsgewerkschaft, wofür er bei den sozialdemokratischen Freien Gewerkschaften in Wilhelm Leuschner den entscheidenden Partner fand, konnte nicht mehr in die Tat umgesetzt werden.

Elfriede Nebgen, langjährige Mitarbeiterin Kaisers und nach 1945 mit ihm verheiratet, zeichnet aus dem persönlichen Miterleben ein detailliertes Bild des Widerstandskämpfers. Als offizielle berufliche Position übernahm Kaiser nach 1933 die Vertretung der materiellen Ansprüche aller ehemaligen Angestellten der christlichen Gewerkschaften gegenüber der Arbeitsfront. Das Bündnis Kaisers mit Leuschner wurde zum Mittelpunkt des entstehenden Widerstandskreises. Beide waren der Auffassung, daß die Arbeiterschaft der Freien und christlichen Gewerkschaften im Augenblick des Umsturzes hinter ihnen stehen würde. „Es ist unbestreitbar, daß die Gewerkschaftsführer auf ziviler Seite über-